

Der beste Freund.

Roman

von Ludwig Habicht.

23.

Das letzte und äußerste Mittel, zu welchem der Inspektor gegriffen, hatte kein kleines Opfer von ihm erbeizt. Er hatte sich das Haar scheeren lassen, hatte Sträflingskleidung angelegt und beinahe zwei Wochen in Waldheim das Lager, die Kost und die Arbeiten der Sträflinge getheilt, ja sich sogar von den Aufsehern harte Worte und gelegentlich Prüfte gefallen lassen, denn es waren nur ein paar, deren Mithilfe er durchaus bedurfte, im Geheimniß gewesen. Er konnte sich aber mit freudigem Stolz sagen, daß der Gewinn den Einsatz überwog. Er hatte nicht bloß die Unschuld seines Freundes Westmühl ans Licht gebracht, sondern es war ihm gelungen, zwei Verbrecher der gefährlichsten Sorte dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern und Menschen, die ihm persönlich werth geworden waren, vor ihren ferneren Anschlägen zu sichern. Der Zuchthausdirektor, der nur widerstrebend sich dem ihm gewordenen Befehl gehorcht und den preussischen Beamten als Sträfling verkleidet unter die Sträflinge geschickt hatte, wollte seinen Augen nicht trauen, als ihm der Schreiber, welcher hinter dem Wollrahmen versteckt gesessen hatte, die wortgetreue Aufzeichnung der Erzählungen des „harmlosen“ Peter Gronat brachte; eine noch weit größere Erregung riefen sie beim Gericht in Dresden hervor, wohin sie der nun wieder in einen Wittig und in ein ehrenwerthes Mitglied der menschlichen Gesellschaft verwandelte Hille selbst mitnahm. Da er mit Extrapost reiste, so traf er vor Peter Gronat in Dresden ein, die Verhaftung Selbenbergs konnte daher schon früher bewirkt werden und noch früher hatte er vermocht, eine Kunde von seinem gegliederten Anschlag nach Loschwitz gelangen zu lassen. Die Pein, Selbenberg nochmals seinen Antrag machen zu hören, und ihn zurückzuweisen, hatte Eugenie nicht erspart werden können, denn es lag Wittig sehr viel daran, ihn vor seiner Verhaftung erst einige Stunden aus der Wohnung zu entfernen, um dort, ehe er irgend etwas auf die Seite zu bringen vermochte, eine Durchsuchung und Beschlagnahme seiner Sachen vornehmen zu lassen. Das Ergebniß derselben bewies am besten die Richtigkeit der Maßregel, denn man fand nicht nur falsche Wärr, Perrücken und Kleidungsstücke der verschiedensten Art, wie sie ein Mensch braucht, der Veranlassung hat, zeitweise unter verschiedenen Gestalten aufzutreten, sondern auch Messer und Dolche, die nicht zu einem ritterlichen Gebrauche bestimmt sein konnten, Dietriche und Brecheisen und andere Dinge, die auf den wahren Verurtheilten des Herrn Baron ein grelles Licht fallen ließen. Wären diese Zeugen nicht gewesen, seine Ruße oder vielmehr seine Frechheit hätte den Herren vom Gericht doch vielleicht imponirt und ihnen die Befürchtung nahe gelegt, ob sie trokaldem mit seiner Verhaftung nicht doch einen Mißgriff gemacht hätten.

Mit spöttischer, hochmüthiger Miene hörte er die Vorlesung der von Peter Gronat gemachten Aussagen an und so ab geradezu beleidigender Weise seine Verwunderung darüber zu erkennen, wie man ihn auf die Erzählung eines notorischen Trunkenbolbes hin, dessen bereits geschwächtes Hirn während des Aufenthaltes im Zuchthaus gänzlich erkrankt zu sein scheint, verhaftet und wie einen gemeinen Verbrecher behandeln könne. „Ich verlange gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt zu werden,“ schloß er seine großspurige Rede, „während der Unglückliche von einem Irrenarzt beobachtet wird, dessen Urtheil über ihn mir nicht zweifelhaft ist. Seine Erzählungen sind so abenteuerlich, daß sie wahrlich nur im Kopfe eines Wahnsinnigen entstanden sein können, ich hätte nicht geglaubt, daß es Richter giebt, welche solche Dinge für möglich halten.“

„Leider,“ nahm der Gerichtsrath, welcher die Untersuchung gegen Kurt Westmühl geführt hatte, das Wort, „haben wir solche Dinge lange genug nicht für möglich gehalten, und dadurch verleiten lassen, die Betheuerungen eines Unschuldigen

für Ausflüchte zu erklären und den Doktor Westmühl als Mörder des Herrn Seidel widerrechtlich seiner Freiheit zu berauben.“

Selbenberg lachte kurz auf. „Jetzt sehe ich, wie es steht. Die ganze Geschichte ist eingefädelt, um den Schiffszart weißzubrennen, er hat einflußreiche Freunde und — Freundinnen.“ „Schweigen Sie,“ donnerte der Vorsitzende, klingelte und ließ Geigenfriedel eintreten, so scharf Selbenberg beobachtet ward, er verrieth durch kein Zucken mit der Wimper, daß er den Knaben kenne und leugnete auch hartnäckig, ihn je gesehen zu haben.

Die ausführliche Erzählung des Burtschen erklärte er für Lüge und sagte wegwerfend: „Uebrigens ist die ganze Erfindung recht plump, was konnte mir daran liegen, ob Mansell Engelhardt an den Tod ihres Verlobten glaubt oder nicht?“

„Noch plumper ist Ihre Ausrede,“ erwiderte der Präsident, „wir haben das Zeugniß von Mansell Engelhardt und das des Herrn Max Seidel, daß Sie den Knaben zu ihr gebracht haben.“

„Das sind lauter Zeugen, die ein Interesse daran haben, den Doktor Westmühl zu entlasten, ich hege Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit,“ versetzte er unerhört.

„So macht vielleicht dieser stumme Zeuge größeren Einfluß auf Sie,“ sagte der Präsident, ließ sich einen Stoch und ein kleines Kästchen reichen und fuhr fort: „Dieser Stoch ward blutbesetzt im Schranke des Doktor Westmühl gefunden, es ist derselbe, mit dem Herr Anton Seidel erschlagen ward. Sehen Sie, es fehlt hier daran der Kopf eines Nagels. Was meinen Sie wohl, wo sich derselbe gefunden hat?“

„Wo anders als im Seidel'schen Parle, an der Stelle, wo der Todtschlag vollführt ward?“ entgegnete der Angeklagte mit verächtlichem Achselzucken.

„Sie irren sich; in Wiesbaden, unterhalb des Neroberges, wo der Baron v. Wallwitz ermordet ward. Troz der Verwarnung, die Sie seiner Wittve hatten zugehen lassen, Nachforschungen nach dem Mörder anzustellen, hat sie es doch gethan. Dieser Nagel zeigt, daß der Baron Wallwitz und Herr Seidel mit demselben Instrument getödtet wurden.“

Selbenberg verfärbte sich nur einen Augenblick, dann hatte er seine ganze Frechheit wieder und sagte: „Ich sehe, daß man meine harmlosesten Aeußerungen gegen mich benutz und die unbedeutendsten Dinge als Beweise für meine Schuld gelten läßt, unter diesen Umständen verweigere ich jede weitere Antwort.“

Er warf trozig den Kopf in den Nacken und schwieg hartnäckig. Es blieb nichts übrig, als ihn in sein Gefängniß zurückzuführen. Die gleiche unerhörtliche Hartnäckigkeit bewahrte er in den folgenden Verhören, als ihm die Aussagen der Schwestern Engelhardt und der Baronin Wallwitz vorgelesen wurden, als man ihm Max Seidel, der ihn in Italien als Ernst Goldbach gekannt hatte, und Walter von Zeischwitz, der mit ihm unter der Maske des Professor Korte gerungen, gegenüber stellte. Auch den Wirth aus der Haibeische und die alte Frau Wöbes, welche erklärte, ihn trotz der damals getragenen Bekleidung als denjenigen wiederzuerkennen, der zweimal bei ihr nach dem Professor Korte gefragt, würdigte er keines Wortes. Erst als Wittig kam und erzählte, wie er ihn in der Gestalt des Herrn Helmke nach dem Hauje vor dem Seethore gewiesen, wo der Professor Korte niemals gewohnt habe, fuhr er auf und schrie: „Je mehr ich höre, um desto mehr erkenne ich, daß ich das Opfer eines ganz abscheulichen Komplotts geworden bin, zu dem sich auch jener elende Trunkenbold, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe, hergegeben hat. Ich büße jetzt schwer für meine Schwäche. Ja, ich bekenne, ich habe eine Schuld auf mich geladen: ich wußte, daß der Mensch Herrn Seidel in der

Trunkenheit erschlagen hatte und schwieg, ich konnte es nicht über mich gewinnen, einen Diener, der mir, wie ich glaube, zwölf Jahre treu gewesen war, zu verrathen. Das ist aber auch meine einzige Schuld, strafen Sie mich dafür."

Der alte Erfahrungssag hatte sich bewährt: der klügste, verschlagendste Verbrecher läßt sich, wie von einem Dämon verlockt, plötzlich hinreißen, eine ungeheure Dummheit zu begehen. Diese Beschuldigung seines Spießgesellen kam nicht nur einem Eingeständniß gleich, sie reizte auch diesen, als er davon in Kenntniß gesetzt ward, zur maßlosesten Wuth. Auch Gronat hatte sich in seinen ersten Verhören aufs Veugnen gelegt und behauptet, er habe ja dem Kameraden, den er für einen braven Kerl und nicht für einen niederträchtigen Spigel gehalten, nur etwas aufgebunden, um sich vor ihm ein Ansehen zu geben und immer mehr aufgeschritten, da er gesehen hatte, wie dieser ihn anstaune und bewundere. Auch er behauptete steif und fest, den Stock, den man ihm vorlegte, niemals gesehen zu haben. Daß er manchmal in der Halbeschenke gewesen sei, gab er zu, aber nur des Branntweins halber, den der Wirth führte, auch glaubte er dort solch einen Galgenstrick wie den Weigenfriedel einmal gesehen zu haben, gewiß könne er das aber nicht sagen.

So überwältigend die Beweise gegen die beiden Schurken waren, die Richter verzweifelten doch beinahe daran, das für ihre Beurtheilung erforderliche ausdrückliche Eingeständniß von ihnen zu erlangen, da änderte sich die Sachlage plötzlich mit der Anschulldigung Selbenbergs gegen seinen Gefährten. Gronat war von beiden der Gewaltthätigere und Verschlagener, er hatte die Verbrechen ausgeübt, für welche der andere die Gelegenheit auskundschaftete und von welchen dieser sogar die größeren Vortheile zu genießen verstand, er war vor dem irdischen Richterstuhle noch weit schwerer belastet als sein Spießgeselle und dennoch lebte in seinem Herzen noch der Funke eines besseren Gefühls, was jenem abging. Er besaß Anhänglichkeit und Treue für Selbenberg, und hätte sich lieber die Zunge abgebissen als vor Gericht nur ein Wort gesagt, was seinen Kameraden belasten konnte, er bereute weit mehr um dessen als um seinetwillen die thörichte Schwachhaftigkeit, zu der er sich hatte verleiten lassen und war entschlossen, wenn er sich gar nicht loszulügen vermochte, alles auf sich zu nehmen, um ihn zu schützen. Und nun hatte ihn sein Freund verrathen. Er konnte ihn opfern, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen; das traf Gronat wie ein Keulen Schlag und gleich einem schwer verwundeten Raubthier fuhr er brüllend auf. „Er will mich allein auf den Rabenstein und in die Hölle schicken," schrie er, „oho Brüderchen, um einen von uns spannt Meister Urian nicht an, da mußt du auch dabei sein! Ich will gesehen!" wandte er sich an die Richter, „es ist alles wahr, was ich dem Spion erzählt habe, und noch viel mehr."

Er legte ein ausführliches Bekenntniß ab, Selbenberg oder Goldbach ließ sich aber auch dadurch noch nicht zu einem Eingeständniß bewegen. Nun stellte man die beiden feindlichen Brüder einander gegenüber.

Gronat überhäufte den ehemaligen Freund mit Vorwürfen und Schimpfworten und hielt ihm seine Laufbahn, so weit sie ihm bekannt war, von dem Augenblicke ihres Zusammenstehens im Bagno Schritt für Schritt bis zu dem heutigen Wiedersehen vor, und endlich verlor auch Selbenberg seine Kaltblütigkeit. Er vergalt Beschuldigung mit Beschuldigung, die beiden edlen Seelen wütheten gegen einander und die Richter erfuhren eine Reihe von Verbrechen, die zu strafen gar nicht in ihrer Macht lag, da jeder der Schurken doch nur einen Kopf auf den Schultern hatte. Beide waren von ihren rasenden Ausfällen gegeneinander völlig erschöpft, als der Richter sie in ihre Kerker zurückführen ließ. Der Prozeß gegen sie konnte nicht mehr von langer Dauer sein, das Todesurtheil ward gefällt, Peter Gronat bekam aber doch nicht seinen Willen, er mußte den Weg zum Blutgerüst ohne die Begleitung seines Gefährten zurücklegen. Der Schließer, der am Morgen nach dem stürmisch verlaufenen Verhör Selbenbergs Zelle aufschloß, fand den Gefangenen leblos am Boden liegen; der herbeigerufene Arzt stellte fest, daß der Tod schon vor mehreren Stunden eingetreten und durch Vergiftung herbeigeführt worden war. Als man Selbenberg durchsuchte und ihm sämtliche Gegenstände von Werth, die er bei und an sich trug, abgenommen hatte, war es dem Wärter trotz der äußersten Anstrengung nicht möglich gewesen, ihm den einfachen Goldreif vom Finger zu ziehen und da er ihm diesen weder abfügen, noch ihm ein Glied zerbrechen mochte, hatte man ihn ihm gelassen. Jetzt ergab es sich, daß es ein Ring war, der vermöge eines kunstreichen Mechanismus sich nach jedem Finger, auf den er gesteckt war, dehnte und sich diesem so fest anschloß, daß er nicht abziehen war, wenn man nicht eine verborgene Feder in Bewegung setzte. Der Ring war hohl gewesen und hatte ein feines, schnell tödtendes Gift enthalten, mit dem der Schändliche vielleicht einst den wahren Baron Selbenberg aus der Welt geschafft haben mochte und das er nun benutzt hatte, um sich dem Arm der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen. Da ihm die Hände gefesselt waren, mußte er den Ring mit den Zähnen geöffnet und das Gift mit Lippen und Zunge ausgezogen haben. Kurz vor seinem Tode hatte der angebliche Baron um Feder und Tinte gebeten, weil er seine Bekenntnisse aufschreiben wolle; es war ihm gewährt worden und seine letzte Beichte enthielt eine wunderliche Mischung von Lüge und Wahrheit; aber es ließ sich doch daraus erkennen, was den immerhin reich begabten Menschen auf diese abschüssige Bahn gedrängt hatte.

(Fortf. folgt.)

Ein Streik.

Von Arnold v. d. Wosser.

In Neustadt gab es nur einen einzigen Böttchermesler und der hatte so wenig zu thun, daß er nicht mehr als einen einzigen Gesellen zu halten imstande war. Das Städtchen mit seinen zweitausend Einwohnern lag weitab von jeder Bahnlinie, inmitten seiner Acker und Wiesen, die nur hier und da von einem Streifen mageren Föhrenwaldes unterbrochen wurden. Eine sandige Heerstraße zog sich schnurgerade von Osten her gegen die ersten Häuser heran, wo ein vorhinflüchtiges Pflaster begann; auf der anderen Seite, gegen Westen, dicht hinter dem Schlagbaum, machte das Pflaster wieder dem zoltiefen Sande Platz und von dort konnte das Auge bis an den fernsten Horizont den Zug der Straße beobachten, bis er hinter dem nächsten Föhrenstreifen verschwand. Handel und Gewerbe gab es in Neustadt nur gerade so viel, als die Sandvögel Ackerbürger und die drei oder vier Gutbesitzer der Umgegend zur Befriedigung ihrer einfachen Bedürfnisse nöthig hatten, und so war es nichts Außerordentliches, daß der Meister Böttcher und sein einziger Geselle schon am hellen Mittag, ihre Pfeifchen schmauchend, vor der Werkstatt auf der Bank saßen und ausruhten, weil just das letzte Stück Arbeit vollender und keine neue Bestellung vorhanden war. Unter diesen Verhältnissen hätte der Meister seinen Gesellen auch ganz leicht entbehren können, denn die Arbeit hätte ein Einziger auch zu verrichten vermocht, aber der alte Jakob war nimmehr seit vollen 25 Jahren bei ihm im Dienste — als junger Bursch war er eines Tages daher gerandert — er hatte in dieser langen Zeit nicht allein Wohnung und Kost mit seinem Dienstherrn getheilt, sondern auch an allem Familienlebe und jeder Familienfreude seinen Antheil gehabt,

so daß er wie ein Stück Ackerhausrath zur Wirtschaft gehörte die man sich ohne ihn kaum hätte vorstellen können. Der Alte war das Faktotum aller im Hause; er war ihnen Schützer, Spielgenosse und Berather gewesen, vom ersten Augenblicke ihres Daseins an, er verrichtete in seiner stillen, wortlosen Weise hundertlei kleine Handierungen in Haus, Küche und Garten, so daß vom frühen Morgen bis zum späten Abend kaum eine Stunde verging, wo seine Geschäftigkeit nicht in Anspruch genommen worden wäre.

Seit einiger Zeit war der Alte, der, wie gesagt, niemals ein Freund von vielem Sprechen gewesen war, plötzlich noch einsilbiger und mürrischer geworden, als zuvor. Von Zeit zu Zeit, wenn er sich unbeobachtet glaubte, sah man ihn ein zerkrüppeltes Zeitungsbblatt aus dem Schurzfell hervorziehen, nach dessen Lektüre sich seine Stimmung noch mehr zu verdüstern schien und unverständliches Gemurmel seinen Lippen entquoll. Dem Meister, der dieses seltsame Treiben schon öfters zu beobachten Gelegenheit fand, kam schon der Gedanke, es könne bei dem Alten nicht ganz richtig im Kopfe sein und er überlegte sich, wie wohl die Ursache dieses Benehmens am besten zu ergründen sein könne, als ihm eines Morgens sein Geselle zuvorkam und selbst den Schleier des Geheimnisses lüftete. Dieses Ereigniß vollzog sich indessen, ohne daß ein Wort von irgend einer Seite gewechselt worden wäre. Sein Käppchen lüftend, trat vielmehr der alte Geselle eines Tages in der Werkstatt auf den Meister zu und überreichte ihm stumm einen Bogen weißen Schreibpapiers, auf dem mit großen, steifen Buchstaben Folgendes geschrieben stand:



„Forderungen, welche der Arbeitsnehmer Jakob Gluberer an seinen Arbeitsgeber, den Wölkhermeister Benedictus Unterfischer sich zu stellen hiermit erlaubt:

1. Für alle Extraleistungen, die nicht zum Handwerk gehören, z. B. Kartoffelschälen, Krausen- und Maltzferjammeln im Garten, Ahrenaufziehen und Reparieren, dem jüngsten Sohn die Schulaufgaben überhören, den Meister aus dem Wirtshaus heimführen, wenn er einen Affen hat; der Tochter Mamiel Grete beim Garnaufwickeln oder Wäscheaufhängen helfen, den Fudel „Caro“ scheeren und andere Dinge mehr, beansprucht der Unterzeichnete eine angemessene Extrabergütung.

2. Statt der Brennsuppe am Morgen will der Unterzeichnete eine Tasse Kaffee zum Frühstück; aber eine große Tasse und zum mindesten zwei Stück Zucker darin.

3. Zum Mittagessen soll die Mamiel Grete das Fleisch aufschneiden und nicht die alte Base Christine, weil es dem Unterzeichneten sonst graust.

4. Soll der Meister zweimal monatlich das Leibgericht des Unterzeichneten: Bratwurst mit Linsen auftragen lassen, weil er das gar so gern mag.

5. Wenn der Meister dem Unterzeichneten diese Forderungen nicht zu erfüllen gewillt ist, so wird der Letztere am kommenden Montag die Arbeit einstellen, was man Streik machen nennt.

Hochachtungsvoll
Jakob Gluberer,
Altgeselle.“

Der Meister hatte das sonderbare Schriftstück zwei, dreimal gelesen, ehe er endlich einen Blick hinüberwarf auf seinen Gesellen, der ruhig fort arbeitete, als wenn ihn die Sache gar nichts anginge. Der Blick des Meisters sagte deutlich, daß er das Ganze für einen Scherz halte, wie ihn sich so ein langjähriger Hausgenosse am Ende schon erlauben durfte. Deshalb begnügte er sich auch, die Stilprobe seines Gesellen schön zusammengefaßt in die Brusttafche seines Schurzjelles zu stecken und vorläufig kein Wort weiter darüber zu verlieren. Die Sache ging ihm aber doch gewaltig im Kopfe herum und gegen Abend, als der Geselle wie gewöhnlich auf der Thonbank von seiner Arbeit rastete, ging Meister Benedictus durchs Hinterhaus in den kleinen Garten, wo er sein Töchterlein Grete zu finden wußte, von deren klugen Einfällen er sich zu öfters Rath zu erholen pflegte. Das frische, siebzehnjährige Ding mit den langen, mähnbraunen Zöpfen schüttelte sich vor Lachen, als es das Schriftstück gelesen hatte, wußte aber auch seinen anderen Rath zu geben, als ruhig abzuwarten, wie sich die Sache weiter gestalten würde. In der Hausordnung blieb also vorläufig alles beim Alten und der verhängnisvolle Montag brach heran, ohne daß vorher zwischen Meister und Gesellen die Angelegenheit mit einem Worte berührt worden wäre.

Wenn jedoch Meister Benedictus und sein Töchterlein geglaubt hatten, daß es dem Gesellen nicht Ernst sei mit seiner Drohung, so hatten sie sich gewaltig geirrt. Der alte Jakob fand sich richtig am Montag zur gewohnten Stunde weder in der Werkstatt, noch auf der Bank vor der Thür ein und auch beim Mittagessen blieb sein angestammter Platz zum Erstaunen der Uebrigen leer. Oben in seiner Kammer aber, deren Thür er verriegelt hatte, hörte man ihn häutern; er war beschäftigt, seine geringen Sabelsgewissen in einen defekten Lederkoffer zu verpacken, der seit einem Vierteljahrhundert unberührt unter seinem Bette gestanden hatte. Zur Mittagzeit, als die andern an der vollen Schüssel saßen, trappete er über die Stiege herab und ging durch den Flur und die Werkstatt, ohne nur einen Blick in die Stube zu werfen, auf die Gasse hinaus.

Am Stadthore, d. h. etwa zweihundert Schritte von des Meisters Haus entfernt, war eine Schenke, in der zur Feierabendstunde Meister wie Geielle öfters vorzuspriechen pflegten dort ließ sich der Alte ein frugales Mahl aufstücken, und blieb, nachdem er es genossen hatte, ziemlich tiefsinnig vor seinem Bierkrug bis in den späten Nachmittag hinein sitzen. Als er sich endlich entschlossen hatte, den Platz zu verlassen, da war er zunächst unschlüssig, wohin er seine Schritte lenken solle. Endlich, als er schon halbwegs gegen des Meisters Haus gegangen war, machte er wieder kehrt, spazierte gewächlich zum Thore hinaus und machte einen Rundgang um die Stadimauern. Als es dämmerte, ging er beim Thore wieder hinein, nahm seinen Nachtkrunk in der nämlichen Schenke und ging dann in seine altgewohnte Kammer schlafen, ohne den an der Thür sitzenden Meister eines Blickes zu würdigen. Daß ihm, bei gegebenen Umständen, jemand sein Quartier, das er seit einem Vierteljahrhundert inne hatte, streitig machen könne, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Das ging so ein oder zwei Wochen fort. Je länger dieser Zustand aber dauerte, desto unbehaglicher wurde er beiden Theilen. Im Hause des Meisters war es gerade, als sei in dem Uhrwerk des alltäglichen Lebens plötzlich eine Schraube abhanden gekommen. Bald fehlte etwas in der Küche, bald in der Stube, bald im Garten und bald in der Werkstatt und stets vermühte man die Hand, welche bisher überall geholfen hatte, welche es verstanden, ohne weiteres Aufheben alles zu sicken, zu nageln, zu beissen, zu ordnen, zu leimen, oder sonstwie auf den Glanz herzurichten. Der Meister kam aus dem Fluchen gar nicht mehr

heraus, denn mehr als ein ungewohntes Stück Arbeit fiel jetzt auf sein Theil und Jungfer Grete hatte mehr als einmal die Augen voll Wasser, weil ihr tagsüber bald dies, bald jenes in die Quere ging.

Der alte Jakob seinerseits aber fing an, sich entsehtlich zu langweilen. In den ersten Tagen hatte ihm die neue, ungewohnte Lebensweise beinahe Spaß gemacht; seine Sparspinnne, die er in einem Beutelchen bei sich trug, verlebte ihn in den Stand, einige Zeit lang den „Freiherrn“ spielen zu können, aber schließlich wurden ihm diese einsamen Nachzeiten, diese einsamen Spaziergänge förmlich zuwider und das muntere Lachen der kleinen Grete begann ihm ebenso gewaltig abzugehen, als die gehobnte, nicht übermäßig anstrengende Arbeit in der Werkstatt.

So waren etwa vierzehn Tage vergangen, und es war noch gar nicht abzusehen, wie lange dieser Zustand noch dauern könne.

Da, eines Tages, als der streifende Geselle just die Gasse entlang schlenderte, gewahrte er, daß der Meister die übliche Arbeit des Meisenantreibens bei einem neuen Fasse, welche stets auf der Straße vor der Werkstatt vorgenommen zu werden pflegte, nicht mehr allein verrichtete. Ein junger, fremder Geielle half ihm dabei. Er war, wie üblich, in Hemdsärmeln, hatte ein sauberes, blüßblankes Schurzjell vorgebunden und das Köppchen recht vermegen auf einem Ohre sitzen. Der alte Jakob war in aller Form Nachens depessibirt; er hatte einen Nachfolger gefunden, und sah nun wohl ein, daß seines Bleibens in diesem Hause nicht länger sein könne. Förmlich betäubt ging er seines Weges weiter und gelangte vorz Stadthor hinaus in die Felder, ohne recht zu wissen wie. Nachdem er so etliche Stunden der Kreuz und Quer umhergewandert war, stand der Entschluß in ihm fest, morgen seinen Koffer aus der Dachkammer zu holen, von Meister die Abrechnung zu verlangen und dann auf Nimmerwiedersehen bei demselben Thore wieder hinauszuwandern, bei dem er vor fünf- biszwanzig Jahren in diese undankbare Stadt eingezogen war. Er wartete draußen vor den letzten Häusern, auf einem Feldrain sitzend, bis es völlig dunkel geworden war, ehe er sich zum letzten male in sein altes Quartier schlich. Er mochte niemanden sehen und begegnen, und als er durch die menschenleere Gasse heimging, schien es ihm, als grüßten ihn all die hochgeblienen, alten Häuser halb mitleidig, halb schadenfroß an, und das leise Klirren der Kette, an welcher die Thorlaterne quer über der Straße hing, schien ihm wie der Seufzer einer unglücklichen Seele, die einma und verlassen war, wie er selbst.

In dieser Nacht — der letzten, die er, wie er meinte, unter diesem Dache zubrachte — fand der alte Jakob wenig Schlaf. Immer von neuem wieder vergegenwärtigte er sich alles, was er in diesen langen, langen Zeit in seiner bisherigen Stellung erlebt hatte: — Eine schöne, glückliche Zeit war es doch! das war der Reizreim aller seiner Betrachtungen. Erst gegen Morgen verfiel er in einen unruhigen Schlummer und als er erwachte, schien die Sonne schon hoch über die Nachbardsächer herein bis mitten in seine Kammer. Als er die letzten Vorbereitungen zur Abreise getroffen hatte, war die Mittagstunde schon vorüber. Sein Mängel war gepackt, sein Koffer, den ihm die Post nachliefern sollte, — wohin, das wußte er freilich selbst noch nicht — stand verpackt und mit Stricken verschürt auf zwei Stühlen vor seinem Bette; nun kam noch das schwerste Stück Arbeit: die Auseinandersetzung mit dem Meister und der Abschied von allem, was ihm hier lieb und werth gewesen war. Noch einen letzten, langen Blick warf er über alle Gegenstände seiner alten Behausung, dann wandte er sich leuchtend der Stiege zu.

Am meisten hangte ihm vor dem Abschied von der Grete. Er hatte das Mädel von klein auf mit aufziehen helfen, es in früheren Jahren unzählige male auf seinen Armen getragen, auf seinen Knien geschaukelt, seine ersten unbeholfenen Schrittden geleitet, mit ihm gespielt und gelacht, ihm Geschichten und Schwänke erzählt, mit einem Worte: die Grete war ihm ans Herz gewachsen, als wenn sie sein eigen Kind wäre. Das fiel ihm alles wieder ein, als er langsam und zögernd die Treppe hinabstieg. Unten im Hausgange stand er zunächst unschlüssig, wohin er sich wenden sollte; endlich schritt er auf die Glasstür zu, welche zur Werkstatt führte und sah vorfichtig durch die Scheiben hinein, wer etwa darin sein mochte. Was er da sah, war nicht danach angethan, seine Laune zu verbessern. Der fremde, junge Geielle stand darin und sprach eifrig auf die Grete ein, welche halb abgewendet, die Augen am Boden, vor ihm stand. Was er sprach, war dem Alten unverständlich, aber aus Blicken und Gebarden des Sprechenden reimte er sich den Inhalt der Rede leicht zusammen. Es war augenscheinlich eine Liebeserklärung, die der Geiell da neben der Tochter seines Meisters vortrug. Der Vuriche hatte just kein übles Gesicht, das munkte sich Jakob selbst gesehen, aber um die Mundwinkel lag es wie ein heimliches, böshaites Lächeln und die Augen glitten so unausgabar frech und lütern über die frische Gestalt des jungen Geichbües vor ihm, daß sich dem Altgeiellen draussen vor der Glasstür unwillkürlich die Faust ballte. Die Grete schien auch nicht besonders erbaut zu sein von dem, was der Vuriche zu ihr sprach. Schem wich sie immer von neuem

ein Stück zurück, sobald der andere sich im Eier der Rede ihr näherte und sie ihre wohl auf und davon gesprungen, wenn der Würche nicht ihre Rechte mit beiden Händen festgehalten hätte. Einige Minuten mochten verstrichen sein, da wurde der Werber noch fester und ungestümer, als zuvor. Er legte einen Arm um den Leib des Mädchens und veruchte sie an sich zu ziehen; die Grete sträubte sich, was sie konnte, aber ihre Kraft war zu gering, sich loszureißen. Auch der andere Arm des Angreifers legte sich um ihre Hüfte; ungestüm preßte er die schlante Gestalt an sich und seine Lippen näherten sich bereits ihrem, vor Zorn und Scham gerötheten Gesichtchen. Da fuhr plötzlich ein Arm dazwischen, packte den Geßeln bei der Kehle, daß er sogleich die Grete fahren ließ, hob und schüttelte ihn mit gewaltiger Kraft und warf ihn — eins, zwei, drei, durch die Thüre hinaus auf den Korridor. Das war alles so blitzgeschwind geschehen, viel schneller als man erzählen kann. Die Grete, als sie sich befreit fühlte, war dabongewirren wie ein schenes Reh, und von der Straße herein kam Meister Benedictus, der den Schlüssel des Wagens noch beobachtet hatte, trat auf den Altgeßeln zu und schüttelte ihm beide Hände; dann griff er in die Tasche, zog ein stark zerknittertes Papier hervor und faltete es mit wichtiger Miene auseinander. Es waren die berühmten „Forderungen“ des Altgeßeln, und der Meister sagte mit etwas unsicherer Stimme: „Es ist alles bewilligt, Jakob, wenn du nur bei uns bleiben willst!“

Der Altgeßel aber nahm das Papier, riß es in kleine Stücke und sagte weiter nichts, als: „Meister, wir bleiben die Alten!“

Bunte Zeitung.

* **Unter den tapfern Oberoffizieren**, welche Napoleons Umgebung bildeten, waren einige noch aus andern Ursachen berühmt, als wegen ihrer militärischen Verdienste. So galten Lamot und Journer für sehr gelehrte Viskolenschützen; der General Lalette war bekannt wegen seiner Leidenschaft für die Musik, er führte stets in einem Bourgon ein Pianoforte mit sich, und wenn dieser musizierende General nichts als Wasser trank, so stand die Sache dagegen mit seinem Freunde, dem General Bisson, etwas anders. Dieser galt für den unerschrockensten Trinker der ganzen Armee. Als ihn in Berlin eines Tages der Kaiser traf, sagte er zu ihm: „Nun, Bisson, trinkst du noch immer scharf?“ — „Es geht an, Eure, ich komm' nicht über zwanzig Douteillen.“ Das war in der That ein großer Fortschritt, denn er hatte schon mehr als einmal die dreißigste geleert und zwar stets, ohne sich zu betrinken. Dieser brave Offizier war ein Mann von hohem Wuchs und wunderbarer Kraft; ein zweiter Herkules, war er mit furchtbarem Appetite ausgestattet. Am Tage vor Napoleons Abreise zum russischen Feldzuge erhielt Bisson Befehl, sich sofort nach Saint-Cloud zu begeben, wo sich der Kaiser befand. Der dienstthuende Kammerherr führt den General in den kleinen Salon. Bisson wartet sehr lange. Er war um vier Uhr nachmittags angekommen, jetzt war es schon sieben und der Kaiser hatte ihm noch nichts sagen lassen. In den Salon bringt ein Lakai jede halbe Stunde einem Bogen ein warmes Huhn, welches dieser dann auf einem kleinen Tisch in eine Ecke des Salons setzt, das vorher gebracht, inzwischen fast geworbene wird dann ins Speisezimmer geschafft. Bisson kann dem Hunger nicht widerstehen; er hatte bei seiner Abreise von Paris nicht essen können; in einem Augenblick verzehrt er das laulige Huhn. Als der Bode eintritt und das Huhn nicht mehr sieht, verlangt er geschwind ein anderes: das Beckwunden des ersten ist ihm räthlich. Ein zweites, ein drittes Huhn erfahren dasselbe Schicksal. Da entsteht großer Lärm unter der Bedienung; es wird Befehl gegeben, alle Portionen von der Dienerschaft, durch deren Hände das Huhn von der Küche bis zum Salon gehen muß, zu untersuchen. Endlich läßt der Kaiser, der von dem Vorgefallenen nichts weiß, Bisson in sein Kabinett rufen, beauftragt ihn mit einer Sendung und erläßt ihm fünf Minuten darauf zur großen Freude des Generals, der bei Legriel, dem berühmten Restaurateur am Gitter des Parks von Saint-Cloud, Halt macht, um seinen Hunger regelrecht zu stillen, den die drei hintereinander verschlungenen Hühner nur noch mehr gereizt haben. Vor dem Zubettgehen indessen erzählt der dienstthuende Kammerherr dem Kaiser, was sich am Abend zugetragen hat. Der Kaiser lacht laut auf und sagt auf der Stelle: „Ja, nette, Bisson ist es gewesen, der alle die unglücklichen Hühner hat verschwinden lassen. Er ist ein braver, ausgezeichnete Offizier, auf dem Schlachtfelde ist er ein Goliath, in der Stadt aber ein wahrer Gargantua; er braucht alle Tage für seine kleinen Leckerereien einen Ochsen.“

* **Schwimmhandschuhe.** Ein Spanier aus Barcelona hat Handschuhe erunden und patentirt, durch welche das Schwimmen außerordentlich erleichtert und befördert wird. Er bringt elastische Schwimmgürtel, wie solche alle Wasservögel haben, zwischen den Fingern der Handschuhe an, wodurch es beim Zurückziehen der Arme während des Schwimmens ermöglicht ist, ein größeres Volumen Wasser zu verdrängen, sodas erhöhte Schnelligkeit erzielt wird.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

h. Berlin, 15. Jan. Ueber das vieraktige Schauspiel „Ohne Ideale“ von Richard Faisé, das gestern im „Leistungstheater“ zum ersten und letzten male in Scene ging, ist nicht viel zu sagen. Das Stück ist ernst gemeint, aber es wurde grauam verböhnt und weder für den schwindhüchtigen Idealisten, noch für seinen korrekt strebenden Bruder, noch endlich für das zwischen beiden rathlos irrlichternde Mägdlein vermochte man sich zu interessieren. Das sonst so gebudige Publikum des Leistungstheaters amüßte sich auf eigene Faust und lachte selbst zu den ernsthaften Deklamationen des Hrn. Rainz, der einen grauhaarigen Schwärmer gänzlich verfehlte. Erst der eiserne Vorhang machte der rauhen Altstimmung ein Ende. — Heute mittag fand in dem vom Kaiser zur Verüung gestellten Konzertsale des Königl. Schauspielhauses die von der hiesigen Literarischen Gesellschaft (Vorstand: Friedrich Spielhagen) veranstaltete Grillparzer-Feier statt. Hr. Friz Mauthner hielt die Festrede, die er sehr glücklich mit den Worten begann, die Grillparzer dem dahingegangenen Meister Beethoven in die offene Gruft nachgerufen hatte: „Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch. Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindlich, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weis, der flieht nicht. Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus. Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereiche seines lebenden Gemüthes keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. . . . Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist, so wollen wir uns sammeln bei seinem Andenken. Darum sind ja von jeder Dichter gewesen und Seldem, Sänger und Götterleuchtete, daß an ihnen die armen, zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihrer Ziele.“ Und wiederum schloß die gedankenreiche und eindrucksvolle Rede mit Grillparzers Wort an Beethoven: „Nehmen wir Abschied von dem Menschen, der gewesen und treten an die Erbschaft des Geistes, der ist und sein wird.“ Hierauf sang Frau Professor Schulzen von Alten Grillparzers Lied „Schöner und schöner schmückt sich der Plan“ und Fräulein Anna Haberland und rezitierte Scenen aus des Dichters Sappho. Mit dem von einem weiblichen Chor zart und erquickend geäußerten Ständchen Grillparzers, das Franz Schubert komponirt hat, schloß die stimmungsvolle Feier ab. — Der Abend brachte drei Festvorstellungen. Das „Leistungstheater“ gab den „Traum, ein Leben“ und einen von Ludwig Sulda gedichteten, von Rainz als Kustan gesprochenen Epilog. Im „Deutschen Theater“ wurde das herrliche Liebesgedicht „Des Meeres und der Liebe Wellen“ mit Frau Gagner und Herrn Barthel als Hero und Leander aufgeführt. Die Hauptfeier, zu der auch der Kaiser erschienen war, fand wiederum im Königl. Schauspielhaus statt. Vor Grillparzers von reichem Blättwerk umringter Biographie sprach Fräulein Lindner einen etwas pathetischen Prolog Ernst v. Wildenbruchs, der die Dichterköpfe den hohen Bergen verglich, in deren Anblick man kleinliche Alltagsorgen vergißt. Denn wurde zum ersten male die Trilogie „Das goldene Vließ“ aufgeführt, jene schwerfällig einsetzende, aber zu mächtiger Wirkung emporgeführte Dichtung, die zwischen dem 29. Sept. 1818 und dem 27. Jan. 1820 entstand. Wenn morgen dem „Gastfreund“ und den „Argonauten“ auch der dritte Theil, die bekanntere „Medea“ gefolgt sein wird, werde ich noch ein Wort von der Dichtung sagen dürfen. Die Wirkung der beiden ersten Theile war eine gewaltige. Nach den letzten Akten, die durch die großartige tragische Macht des Herrn Matkowsky (Jason) und des jungen Fräulein Poppe (Medea) zu erschütterndem Eindruck gebracht wurden, mußten dem stürmischen Weßfall, an dem auch der Kaiser ungewöhnlich lebhaften Antheil hatte, auch der Oberregisseur Grube mehrmals folgen. Hoffentlich trägt die heutige Feier dazu bei, auch die Provinztheater an die Existenz des sehr lebendigen Poeten Franz Grillparzer zu erinnern. Am „Goldenen Vließ“ sollte einmal auch das Personal eines größeren Stadttheaters seine Kraft erproben. — Einen minder klassischen, aber nicht weniger stürmischen Erfolg hat das „Thomas- Theater“ mit der zu wohlthätigem Zweck aufgeführten Görlischen Hofe „Drei Paar Schuhe“ erzielt. Da die Hauptkräfte dieser Bühne Desterreicher sind, hatte man die musikalisch reicher ausgestattete wiener Bearbeitung gewählet. Frau Betty Thomas-Gasthofer als drollig-resolute Schusterfrau, Herr Wellhof als bei Tage heftlicher, bei Nacht elektrischer Lebemann theilten sich mit dem Direktor Emil Thomas in die Ehren des Abends. In Blumen Spenden und Subventionen aller Art war kein Mangel. Die staltliche Einnahme soll den Erben des begabten Karl Görlitz zufallen.